



TEXT **SUSANNE BUCHBERGER**
BILDER **ALEXANDER CZERNIN**

Die eigene Geschichte ist als Geschichte lustiger als die Wirklichkeit

Im Juli 2017 entfernte man mir einen Tumor zwischen Kleinhirnbrückenwinkel und Innenohr. Der Tumor war gutartig, aber lag – wie mein Neurochirurg zu sagen pflegte: „an einer saublöden Stelle“. Kollateralschäden waren zu erwarten gewesen. Die acht Monate von der Diagnose zurück in einen Alltag wie ich ihn für mich gewohnt gewesen war, waren schmerzhaft und anstrengend. Manchmal auch zum Verzweifeln. In jenem Jahr habe ich neue Grenzen an psychischer und physischer Belastbarkeit kennengelernt. Und ich habe jede Menge Material geschenkt bekommen, über das ich schreiben konnte.

Ich hatte schon gern geschrieben, bevor ich an einem lauen Nachmittag im Mai mit der Diagnose „Akustikusneurinom im rechten Ohr“ und dem Operationstermin in der Hand aus der Privatordination des Universitätsprofessors für Neurochirurgie taumelte. Ich ließ mich in einem Café gegenüber der Ordination auf einen Sessel fallen und versuchte, meinen Mann zu erreichen. Als mich der Kellner fragte, was ich trinken möchte, zögerte ich kurz. Sagen wollte ich: „irgendwas mit viel Alkohol“. Tatsächlich hörte ich mir selber zu, wie ich ein „großes Obi g’spritzt“ bestellte. Ich holte mein Notizbuch aus der Tasche und

wollte das aufschreiben, dachte, ich müsste aufschreiben was da gerade mit mir passierte. Doch es ging nicht. Ich saß da und starrte in die Luft. Erst als ich mit meinem Mann telefoniert hatte, war ich in der Lage, ein paar klare Gedanken zu fassen. Gerade ausreichend viele klare Gedanken, um alleine den Weg nach Hause zu finden.

Schreiben, um es aus dem Kopf zu bekommen

Schon wieder. Die Operation war etwa drei Wochen her, seit etwas mehr als einer Woche war ich zuhause. Nacht für

Nacht träumte ich von der einen Nacht, die ich unmittelbar nach der knapp sechsstündigen Operation auf der Intensivstation verbrachte. Diese eine Nacht, vor der ich die meiste Angst gehabt hatte. Diese eine Nacht, die tatsächlich nur die zweit-schlimmste Nacht meines Lebens war. Die darauffolgende Nacht auf der Normalstation war noch viel zermürend. Diese eine Nacht, die auch im Traum mit der Standardfrage jeder Arztvisite, mit „Wie geht es Ihnen?“ endete. Und ich hätte am liebsten entgegengerufen: „**Habt ihr immer noch nicht kapiert, dass es komplett deppat ist, mich in dem Zustand, den ihr verursacht habt, euch im Small-Talk-Tonfall nach meinem Befinden zu erkundigen?**“

Schweißgebadet wachte ich auf. Jetzt reich-te es mir. Es war drei Uhr früh, ich stand auf und setzte mich mit einem Notizblock ins Wohnzimmer und begann zu schreiben. Ich zerlegte diese Intensivstationserfahrung in alle Einzelteile und schrieb sie Wort für Wort auf. Ich kam mit dem Schreiben kaum nach, die Füllfeder raste über das Papier. Meine schreibende Hand wurde zur Beobachterin einer Szene, in der ich die Hauptrolle spielte. Wie ich da-lag, leicht seitlich verdreht und mich nicht bewegen konnte. Wie ich mir mühsam zusammenklaubte, dass in meinen Schädelknochen ein Loch in der Größe einer 2-Euro-Münze ge-fräst worden war und sich mein Kopf vermutlich deshalb so an-fühlte, als wäre er mit einer Kettensäge zerstückelt worden. Kaum öffnete ich die Augen einen kleinen Spalt breit, sah ich herumtanzende Lichter und sich überla-gende und drehende Doppelbilder. Keine Ahnung, wie viele Personen vor meinem Bett standen. Zwei oder vier? Vielleicht drei? Diese schemenhaften Figuren fragten mich, wie es mir geht. Ich hörte mich etwas

murmeln, dass so ähnlich klang wie „ich lebe noch“. Es war für mich unvorstellbar, wie das funktioniert, den Kopf, die Schul-tern, irgendeinen Körperteil einen Zenti-meter zu bewegen. Jeder minimale Bewe-gungsversuch verstärkte den Schwindel ins Unerträgliche. Die Tatsache, mich nicht bewegen zu können, verursachte Muskelkrämpfe. Angela, die mir zugeteilte Inten-sivpflegefachkraft kam immer ganz nah zu mir, ich hatte keine Ahnung wie sie aussah. Ich meinte blonde, zusammengesteckte Haarbüschel und rosa glitzernde Ohrste-cker zu erkennen. Mein Hirn konnte mit dem durchtrennten Gleichgewichtsnerv keine klaren Bilder auflösen. Ich trieb in ei-nem schwankenden Bett in einem dunklen Meer aus Schmerz, Übelkeit, Lichtreflexen und Piepsgeräuschen durch die Nacht. Ihre Stimme wurde meine Boje.

Sich selbst ironisch betrachten

Während dem Schreiben musste ich immer wieder schmunzeln. Die Dialoge dieser Nacht erschienen mir am Papier plötzlich so absurd. Nicht zuletzt deshalb, weil An-gela in einer bemerkenswerten Kombinati-on aus Routine und Fürsorglichkeit mich trotz meinem Narkoserausch-Gelalle ernst nahm. „Darf ich bitte schlafen?“ jammerte ich sie an, als sie mir schon wieder mit ei-ner grellen Lampe in die Augen leuchtete. „In der Nacht auf der Intensivstation ist das mit dem Schlafen a blede G’schicht. Den Schlaf müssen’s wann anders nach-holen“ erklärte sie mir unverblümt. Ich verhandelte mit ihr über die Größe von zwei Tabletten, die ich zur Kontrolle mei-nes Hirndrucks einnehmen musste. Allein der Gedanke, dafür den Kopf leicht anhe-ben zu müssen, löste sofort Übelkeit aus. „Na ja, wenigstens ane ist drin’ blieben.“, stellte sie lapidar fest, als die Rechnung

für den gleichgewichtstechnischen Kraft-akt in die bereit gestellte Nie-rentasse gespült worden war. Ich fragte sie auf der verzweifelten Suche nach Ori-entierung zig-mal nach der Uhrzeit und sie antwor-te mir jedes Mal minu-tengenau. Im Nachhinein verwundert es, dass sie mir nicht einfach ei-nen Telefonhörer mit der Zeitanzeige neben das Ohr gelegt hatte.

Draußen wurde es hell. Ich legte das No-tizbuch zur Seite, schlüpfte wieder ins Bett und schlief tief und fest ein. Seither träum-te ich kein einziges Mal mehr von meiner Nacht auf der Intensivstation.

Gar nicht witzig

Vor der Operation funktionierten noch alle Körperfunktionen, aber emotional war ich am Ende. Als ich erst viel später darüber zu schreiben begann, wurde mir bewusst, ab welchem Zeitpunkt ich in der Lage ge-wesen war, die Dinge positiv zu sehen. Ab dem Zeitpunkt, wo ich das Erlebte als Ret-tung vor noch etwas viel Schlimmeren be-trachtet hatte.

Ich fühlte mich nicht krank und ich hatte keinen Unfall gehabt. Ich fuhr bei vollem Bewusstsein ins Krankenhaus, um mich einer schwierigen Operation am Gehirn

zu unterziehen, ohne zu wissen, wie es mir danach gehen würde. Mein Verstand konnte mir auf Knopfdruck alle Ar-gumente aufzäh-len, warum das sinnvoll war. Das restli-che Ich war hochgradig verwirrt. In der Nacht davor hatte ich mir vor Angst die Seele aus dem Leib geheult bis ich in den Ar-men meines Man-nes vor Erschöpfung eingeschlafen war. Die

Seelenwaschanlage war im Hoch-betrieb gewesen. Nach der Aufnahme im Krankenhaus wurde mir für den späteren Abend ein Arztgespräch zur Vorberei-tung auf die OP angekündigt. Ich bemühte mich, in einem Buch zu lesen, konnte mich kaum auf den Text konzentrieren, die An-spannung in mir wuchs. Es kam kein Arzt mehr vorbei, irgendwann schlief ich ein. Plötzlich öffnete jemand forsch die Zim-mertüre, drehte das Licht auf. Ich schreck-te auf und brauchte einen Moment, um mich zu orientieren. Es war kurz vor Mit-ternacht.

„Sie werden morgen operiert, Sie müssen mir noch das Formular für das Aufklä-rungsgespräch unterschreiben. Haben Sie noch irgendwelche Fragen? Sie sind mor-gen als Zweites dran, das heißt es kann ein bisschen dauern.“ Ich war verschlafen und verwirrt. Der Arzt schaute ähnlich drein. Seine Haare standen unkoordiniert zu Ber-



ge, in seinen Augen spiegelte sich der Inbegriff von Müdigkeit. Irritiert unterschrieb ich das Formular, der Arzt verließ grußlos das Zimmer. Mir war nicht klar, wie ich das eben stattgefundene Gespräch, das keines war, einordnen sollte.

Am nächsten Morgen konnte ich nicht sicher sagen, ob ich es vielleicht nur geträumt hatte. Der Vormittag zog sich wie ein Kaugummi. Ich lag im Bett, schaute Löcher in die Luft, ich war durstig. Eine Krankenschwester schaute ein paar Mal vorbei, teilte mir mit, dass es noch etwas dauern werde, wie lange genau, wüsste auch sie nicht. Gegen 11 Uhr stand der Universitätsprofessor, der Arzt, der mich operieren sollte, vor meinem Bett. Auf der Station habe es in der Nacht einen sehr schlimmen Akutfall mit größeren Komplikationen gegeben, er sei sich nicht sicher, ob meine Operation heute noch durchgeführt werden kann, aber er versuche es noch möglich zu machen. Vielleicht lag es daran, dass ich an diesem Tag noch keinen Tropfen Wasser zu mir nehmen konnte, dass es etwas brauchte, bis ich die Information, die ich gerade erhalten hatte, verarbeiten konnte. Es ist nicht klar, ob ich an die Reihe kom-

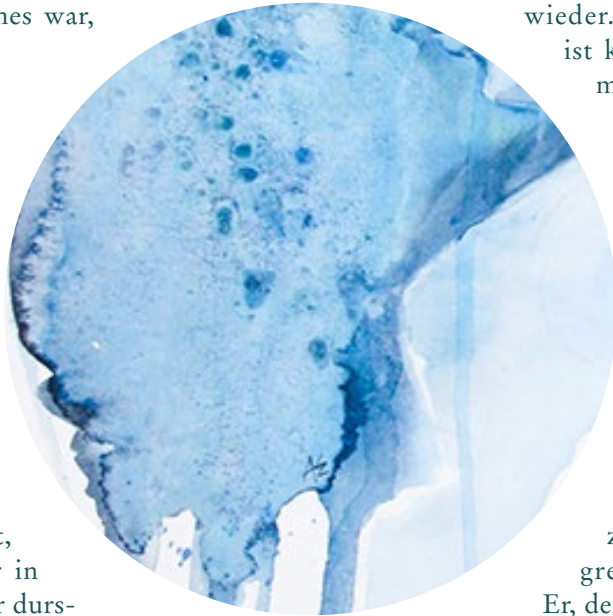
me? Welche Komplikationen? Ich wartete. Gegen 13 Uhr erhielt ich eine Infusion, um nicht noch vor der Operation an Flüssigkeitsmangel dahinzusiechen. Ich wartete.

Um 15 Uhr kam mein Arzt wieder. „Leider, heute ist kein Intensivbett mehr für Sie frei“ bedauerte er. „Sie können nach Hause gehen!“. Er müsse erst schauen, wann er mich wieder einplanen könne, er müsse am nächsten Tag zu einem Kongress ins Ausland. Er, der zu diesem Zeitpunkt der einzige Arzt in

Österreich war, der diesen seltenen Tumor aus meinem Kopf rausschneiden konnte, fuhr vor meiner Nase davon. Sofort wurde mir ein Tablett mit Essen und einem Krug Wasser hingestellt. Das war auch gut so, denn Stress, Wut, Verzweiflung und Ratlosigkeit in Kombination mit Hunger und Durst hätten eine gute Grundlage für einen verheerenden Amoklauf bilden können.

Schmähstad *

Ich zog Runden durch Haus und Garten wie ein neurotischer Tiger im Käfig. Ich putzte das Badezimmer. Ich räumte die Abstellkammer auf. Ich jätete Unkraut.



Die Tätigkeit konnte noch so einfach und meditativ sein, es half nicht. Ich stellte mir vor, wie der Arzt sich beim Frühstück mit dem Brotmesser in seinen sensiblen Chirurgenfinger schnitt. Wie er auf der Taxifahrt in sein Hotel einen Unfall hatte und in den Airbag prallte. Wie er mit dem Flugzeug abstürzte. Nach zwei Tagen trieb mich die Ungewissheit in den Wahnsinn. „Das ist reinster Psychoterror!“ rief ich aus und konnte mich nur schwer zurückhalten, das Handy, das ich wieder sinnlos anstarrte, um es zum Klingeln zu bewegen, gegen die Wand zu schleudern.

Ich heulte, mir krampfte es den Magen zusammen, ich zitterte. Die Tatsache, nicht zu wissen, wann mir mein Schädel aufgestemmt werden würde, führte mich an neue persönliche Grenzen.

Endlich erfuhr ich ein Datum. In fünf Tagen, am Montag sollte ich wieder aufgenommen werden. Man konnte mir nichts fix versprechen, Akutfälle hätten Vorrang, auch wenn mir die Aufnahme Montag Früh bestätigt werden würde, sei das keine Garantie. Den Rest des Tages spürte ich, wie sich migräneartige Kopfschmerzen immer stärker in den Vordergrund drängten.

Die kommenden zwei Tage verschwand ich in meinem Bett, aß kaum etwas, kämpfte gegen Übelkeit an und schlief so viel ich konnte.

Humor ist die Umdeutung einer ungewissen Lage

Als nach dem Abklingen der Migräne wieder der Sauerstoff und Blut durch mein Hirn fließen konnten, fand ich zumindest meinen Galgenhumor wieder. „Vielleicht bin ich ja heute Nachmittag schon wieder da!“ sagte ich in das sorgenvolle Gesicht meines Mannes, als ich mich zu Hause von ihm verabschiedete. Beim Eintreffen im Krankenhaus war ich deutlich weniger aufgeregt als beim ersten Mal. Es hatte einen Vorteil, die Station auf Anhieb zu finden und zu wissen, welches Formular man ausfüllen muss, um zu einem WLAN-Passwort zu kommen. Ich erwartete auch nicht mehr, dass am Aufnahmetag etwas Entscheidenderes passieren würde als die Auswahl des Mittagsmenus.

Gegen Abend kam ein Assistenzarzt an mein Bett, nahm sich einen Sessel und setzte sich zu mir. „Sie waren bereits letzte Woche hier und wurden schon einmal auf die Operation vorbereitet. Haben Sie noch irgendwelche Fragen?“ Dieser Arzt machte einen deutlich ausgeschlafeneren Eindruck als der von letzter Woche und er nahm sich Zeit für mich. „Da hat der Kollege gar keine Notizen gemacht. Da war er offensichtlich im Stress!“ murmelte er, nachdem er die Unterschrift seines Kollegen in den Unterlagen erkannt hatte. Der Akutfall, der mich auf die Wartebank verwiesen hatte,

*Hoffentlich
wird es nicht so
schlimm,
wie es schon ist.*

Karl Valentin

* wienerisch für sprachlos, keinen Schmäh mehr finden

war anscheinend eine sehr außergewöhnliche Situation, an die er sich erinnerte. Und der verwirrte, müde Kollege, der mich aus dem Schlaf gerissen hatte, war anscheinend dabei und deshalb so neben der Spur. Das weitere Gespräch verlief so, wie man sich ein Arztgespräch wünscht. In aller Ruhe erklärte er mir den geplanten Operationsverlauf. Zwischendurch fragte er behutsam nach, wie genau ich die Operation vorab geschildert haben möchte, da nicht alle Details einer Operation am offenen Schädel für Nicht-Mediziner leicht verdaulich seien. Er wies auf die Risiken bei einer solchen Operation hin, ohne Panik zu verbreiten. Der mögliche Hörverlust am operierten Ohr und die mögliche Gesichtslähmung waren mir bereits bekannt, trotzdem bereitete er mich nochmals darauf vor. Den mit Sicherheit auftretenden Schwindel beschrieb er deutlich, aber nicht so, dass ich Angst davor bekam. Die mögliche Lebensgefahr erwähnte er leise in einem Halbsatz, dafür sei die Wahrscheinlichkeit so gering wie bei allen Operationen unter Narkose. Am Ende ließ er mich das Gesprächsprotokoll nochmals unterschreiben, gab mir die Hand und wünschte mir alles Gute.

Wenn der beste Effekt der Terminverschiebung der war, dass die Operation professionell und gut organisiert ablief und die Ärzte ausgeschlafen waren, soll mir die Woche

Warten recht gewesen sein. Vielleicht hatte mein Schutzengel auf mich aufgepasst, letzte Woche gerade noch rechtzeitig die Notbremse gezogen und auf *Replay* gedrückt. Am nächsten Morgen trällerte mir die Band Amercian Authors *Best day of your life* aus dem Ö3-Wecker ins Ohr, als ich für die Operation abgeholt wurde.

... wenn man trotzdem lacht

Lächelnd schaute ich hinauf in die Baumkronen über mir. Im Liegestuhl im Schatten des Nussbaumes mitten in meinem Garten, verbrachte ich einen großen Teil meiner Krankendstage. Dösend, lesend oder in die Luft schauend. Die Sonne strahlte, es war heiß. Einfach im Liegestuhl liegen, nichts tun und meinen Garten genießen. In den fünf Jahren, seit wir hier wohnten, hatten wir jedes Jahr in unserer Freizeit einen anderen Teil des Grundstücks umgegraben, gestaltet und bepflanzt.

Das alles war viel Arbeit gewesen, Arbeit die mir viel Spaß gemacht hatte. Aber wie oft hatte ich mich danach gesehnt, meinen Garten nicht nur am Wochenende und nicht nur in Gummistiefel und Gartenhandschuhen zu erleben? „Ich wünsche mir ein paar Wochen Urlaub im eigenen Garten!“ hatte ich fantasiert, als die Märzenbecher und Tulpen blühten. Jetzt lag ich da und sah gedankenverloren den Blättern zu, wie sie sich im Wind leicht beweg-

*In jeder Situation,
die für mich neu,
besonders schwierig oder
surreal war, überlegte ich
mir, wie ich diese
Erfahrung als Geschichte
aufschreiben würde.*

ten. Mein Wunsch hatte sich erfüllt. Nicht ganz so, wie ich es gemeint hatte, aber immerhin.

Diese Fähigkeit, in negativen Erfahrungen auch immer etwas Positives zu sehen, perfektionierte ich in der Zeit der Rehabilitation. Im Krankenhaus hatte ich gelernt, dass sich der Weg vom Bett zum WC anfühlen kann wie eine Klettertour im nebeligen Hochgebirge, bei der man am Seil des Bergführers hängt. Im Vergleich dazu erscheinen mir seither Herausforderungen im normalen Alltag selten anstrengender als ein Spaziergang im Stadtpark. Meine persönliche Komfortzone hat sich massiv erweitert.

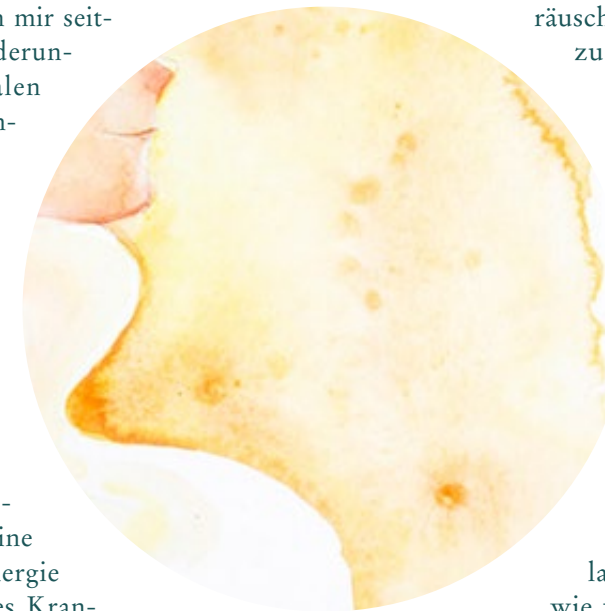
Zum Schreiben reichte meine körperliche Energie während meines Krankenzustandes kaum. Manchmal machte ich mir ein paar Notizen zu Situationen oder Gedanken, die mir wichtig erschienen. Für mehr hatte ich zu wenig Kraft. Aber auf meinem Weg zurück in einen aufrechten, selbstsicheren Gang, half mir der Blick einer Schreibenden. In jeder Situation, die für mich neu, besonders schwierig oder surreal war, überlegte ich mir wie ich diese Erfahrung als Geschichte aufschreiben würde.

Als sich nach wochenlangem, täglichem, sehr langweiligem Training meiner Ge-

sichtsmuskulatur endlich wieder ein kleines Fältchen auf meiner rechten Gesichtshälfte zeigte, war die Pointe aufgelegt: Frau über 40 steht vor dem Spiegel und feiert eine Falte im Gesicht als wäre es ein Lotogewinn.

Mehrere Wochen nach dem Krankenhausaufenthalt war ich immer noch mit dem Überqueren einer größeren Straßenkreuzung gefordert. Gehen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren und gleichzeitig mehrere Eindrücke und Geräusche von außen rasch zu verarbeiten, trieb mir die Schweißperlen auf die Stirn. Natürlich kam ich mir in diesen Momenten schwach und ungeschickt vor. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt nicht, ob ich je wieder so belastbar sein würde wie früher. Aber jedes Mal, wenn ich von einem

kleinen Ausflug in der Umgebung erschöpft nach Hause kam, suchte ich etwas, was mir leichter gefallen war als am Vortag. Und darüber freute ich mich. Alles andere beachtete ich nicht weiter und vertraute meinem Körper, dass er das wieder hinbekommen würde. Ich übte mich in heiterer Gelassenheit. Geduld zog in meine Seele ein. All das was sich in meinem Gehirn eingebrannt hatte, fand irgendwann den Weg aufs Papier. Zu einem Zeitpunkt, wo die Erinnerungen noch frisch waren, ich aber die nötige Distanz gewon-



nen hatte, um es mit Selbstironie betrachten zu können.

Dankbarkeit zaubert inneres Lächeln herbei

Je mehr ich über die Erfahrungen schrieb, desto dankbarer wurde ich. Das ganze Glück im Unglück sammelte sich Zeile für Zeile an:

Mein Garten mit dem besten Trainingspartner. Ich übte Slalom gehen zwischen den Maulwurfshügeln und mein Maulwurf war gerade in jenem Jahr besonders fleißig, den Trainingsparcour täglich neu zu gestalten.

Meine ruhigen Nächte. Ich bin seit der Operation auf dem rechten Ohr taub. Egal wo ich bin, schlafe ich tief und fest. Ich drehe mich vor dem Einschlafen auf die linke Sei-

te und die Welt schaltet für mich den Lautstärkenregler auf Off. Das laute Schnarchen meines Mannes kostet mich seither ein mildes Lächeln und kein zweites Schlafzimmer.

Meine persönliche Grundhaltung, in allen nicht so schönen Erfahrungen im Leben immer auch etwas Positives zu sehen, manifestierte sich in meiner rechten Tränenrüse. Ich kann bis heute am rechten Auge nicht weinen. Berührende Filme, frische Zwiebeln oder tiefe Trauer, mir bleibt in jeder Lebenssituation ein Auge, das lacht.

Und meine Familie. Mein Mann und meine Tochter waren und sind mir eine starke Stütze. Mit ihnen fand ich mein äußeres und inneres Gleichgewicht wieder. Auch wenn ihnen mitunter das Lachen vergangen ist – sie ließen es nicht zu, dass es mir verging.

© Miriam Mehlman



*Susanne Buchberger, Wirtschaftspädagogin, arbeitet als selbständige Unternehmensberaterin für Personalmanagement, Interimsmanagerin und Coach. Sie bringt schreibend gerne das Wesentliche auf den Punkt – sowohl im beruflichen Kontext als auch in kreativen Texten. Im Verlag punktgenau erscheint Herbst 2021: „Nach drei Zeilen ist immer wer tot“
Mehr auf susanne-buchberger.at*



*Alexander Czernin, geboren 1973 in Wien, nach mehreren Stationen rund um die Welt zurückgekehrt. Als ausgebildeter Landschaftsplaner hat er ein eigenes Auge für die Interaktion von Architektur, Natur und Mensch.
Mehr auf freihand-zeichner.at und Instagram @freihandzeichner*